



Der Garten (Sinn) des Lebens

Es war einmal ein Gärtner, der einen großen Garten in einem schönen und sehr fruchtbaren Tal, das einem mächtigen König gehörte, bestellte. Der Garten Eden, wenn es ihn je gab, er musste sich wohl hier befunden haben. Pacht musste er nicht bezahlen, auch bekam er Saatgut, Stecklinge und überhaupt alles Gartenmaterial, das er brauchte, vom König umsonst gestellt. Alles, was der König dafür verlangte, war, dass der Gärtner seinen Garten aktiv und nach seiner Façon gestaltet. Er ließ allen seinen Gärtnern freie Hand und erduldet es gnädig, wenn diese faul oder ungeschickt waren.

Mit großer Freude machte sich der Gärtner an die Arbeit und war erfüllt von Hoffnung auf die schönsten Blüten und süßesten Früchte im Tal. Er legte schnurgerade Wege an, um besser ackern zu können. Im Laufe der Jahre kamen immer neue Pflanzen hinzu und der Bestand wuchs und wuchs. Trotz aller Freude an der Arbeit, stöhnte der Gärtner immer öfter, da die Mühsal ihm zur Last wurde und er auch nicht zufrieden mit den Früchten seiner Arbeit war.

Das Gras des einen Nachbarn war immer etwas grüner, und die Kirschen des anderen waren einfach röter. Seine Rosen pflegte er ganz besonders liebevoll, aber die dankten es ihm manchmal mit einem schmerzhaften Stich in den Daumen. So mancher Blutstropfen düngte das Rosenbeet, wenn er sich wieder mal an den Stacheln verletzt hatte. Zu alledem hatten sich einmal Blattläuse über die Blätter hergemacht und ein Hagel die Blüten zerzaust. Und das schönste Exemplar, das unbeschädigt blieb, stahl in der Nacht ein diebischer Nachbar. In seiner Wut riss der Gärtner alle Rosen heraus und ersetzte sie durch Stachelbeeren. „So! Das habt ihr jetzt davon“ schrie er und wollte sich zu einem Schläfchen unter einen Apfelbaum legen.

Doch was musste er da sehen? Löwenzahn hatte sich schon wieder breit gemacht, obwohl er ihm doch regelmäßig mit der Hacke zu Leibe rückte und die Wurzeln achtsam ausgrub. Er ärgerte sich so über den hartnäckigen Löwenzahn, dass ihm nie auffiel, dass er genauso schön blühte, wie seine Rosen, und noch dazu ganz ohne sein Zutun. Einfach so und von ganz allein. Als das Unkraut ausgerupft war, konnte er sich endlich unter den Baum legen. Da fiel ihm ein Apfel beinahe auf den Kopf. „Na“, dachte er, „der soll mir jetzt schmecken“. Doch der Apfel war faul, und so spuckte er ihn nach dem ersten Bissen gleich wieder aus. Er beschimpfte den Apfelbaum und übersah die guten Früchte am anderen Ast. Auch der Birn-, der Pfirsich- und der Mirabellenbaum, die voller süßer Frucht hingen, konnten ihn nicht über den faulen Apfel hinwegtrösten.

In der Mitte seines Lebens war der Frust so arg, dass er zum König ging, um ihm sein Leid zu klagen. Er wolle lieber einen anderen Garten haben – oder am liebsten gleich gar keinen mehr. Er fühle sich nicht frei, sondern eher wie der Sklave seines Gartens. Und Freiheit, das war es doch, was er in seinem Garten suchte. Doch diese Plackerei und diese Enttäuschungen, die haben doch einfach keinen Sinn. Der König nickte verständnisvoll und überlegte eine Weile.

Einen anderen Garten konnte er ihm nicht zuweisen, und überhaupt wäre das Gras dort weder grüner noch die Kirschen röter. Auch Sturm und Hagel gäbe es im ganzen Tal, und mit den Dieben verhielte es sich ebenso. Dann bot er dem Gärtner einen Platz in der Wüste an, wo sowieso nichts wächst und man ergo weder Arbeit noch Frust damit haben würde. Das wollte der Gärtner aber nicht. Oder eine Insel, auf der ein Urwald wächst um den man sich nicht kümmern müsse und wo es auch keine Diebe ringsum gäbe. Das war dem Gärtner dann auch nicht recht, und auch zu einsam. Der König zuckte mit den Schultern und entließ seinen Gärtner, der mit gesenktem Haupt in seinen Garten zurückkehrte.



Immerhin war ihm nun klar, dass er es gar nicht so schlecht getroffen hatte, und machte sich wieder an die Arbeit. Bald blühte der Garten wieder auf und die Obsternte sollte gut ausfallen. Da brach ein Feuer auf der anderen Seite des Berges aus. Der Sturm blies es auf seine Seite des Tals hinüber, und Flammen machten den Garten im Nu zunichte. Der Gärtner war gebrochen. Ihm fehlte sogar die Kraft, wieder beim König vorstellig zu werden. So blieb er die ganze Nacht, den nächsten Tag und noch eine Nacht inmitten von Ruß und Asche reglos sitzen. Er war am Ende.

Gerade als er diesen toten und tristen Ort verlassen wollte, erblickte er, es war der dritte Tag, einen winzigen grünen Spross, der sich aus dem Stumpf eines verkohlten Busches hervorwagte. Er betrachtete das kleine Wunder und fragte sich, wie in all dem Unglück noch Leben existieren könne. Er suchte den ganzen Garten ab, schob umgestürzte Baumstämme zur Seite und fand immer mehr Spuren von Leben. Er war fassungslos. Er konnte zusehen, wie alles wieder neu wurde – ohne dass er sich abmühte. Der Regen spülte den Ruß weg und bald war es grüner als je zuvor. Pflanzen wuchsen, wie und wo sie wollten und konnten, und der Gärtner ließ alles in Demut und Dankbarkeit geschehen.

Der Löwenzahn war als einer der ersten zur Stelle, und diesmal freute sich der Gärtner über jeden gelben Punkt, und wenn der Wind still wurde, blies er selbst den Samen in alle Himmelsrichtungen. Die Rosen kamen nicht wieder, und an ihrer Stelle wuchsen aus ihrer Asche unscheinbare Pflanzen hervor, deren Namen er nicht einmal kannte. Sie waren schön in ihrer Einfachheit, und bei genauem Hinsehen, waren sie eigentlich noch schöner als die Rosen. Blattläuse plagten sie nicht und die Diebe verachteten sie. Und so wuchsen sie dem Gärtner ans Herz. Er legte neue Wege an, diesmal krumm und buckelig. Nie wieder würde er einen Baum fällen, weil es für ihn nur geradeaus gab. Überall war Leben.

Plötzlich entdeckte er den Sinn in alledem: dass er sein Leben lang gesät, gepflanzt, gehackt, geschnitten, gedüngt und gewässert hatte, damit der Garten so wachsen würde, wie es sein Plan war. Alles umsonst. Erst jetzt, nach diesem Unglück, war alles perfekt. Und noch etwas verstand er: ein Gärtner kann gestalten und sich abmühen so viel er will, nur eines ist ihm völlig unmöglich: irgendetwas wachsen zu lassen, und sei es nur ein Grashalm. Wie aus einem Samen ein Baum werden konnte, würde ewig ein Geheimnis bleiben. Auch wenn er Äste schnitt und geradebog, den Boden auflockerte und düngte, wachsen will und kann der Baum ganz allein. Mal mehr, mal weniger, so wie Sonne und Regen es zulassen, aber eben nicht immer so, wie es dem Gärtner in den Sinn kommt.

Er verstand plötzlich, dass der Garten sein Leben war, das er so sorgfältig geplant hatte. Dass die Pflanzen seine Sorgen, Ängste, Wünsche, Sehnsüchte, sein Stolz und all sein Streben waren – und er den Sinn dieser Natur gerade deswegen nicht erfasst hatte. Zwar erntete er viel. Süße aber auch bittere Früchte waren darunter. Manches war schlicht ungenießbar, sogar giftig. Es fehlte ihm an der Geduld, zu warten, an der Bescheidenheit, den Löwenzahn zu schätzen wie die Rose, und an der Demut, um an Rückschlägen nicht zu verzweifeln. Es fehlte ihm am Glauben, am Vertrauen und an der Hoffnung, dass ihm alles einfach zuwachsen würde. Und vor allem eines ließ er vermissen: seinen Garten so zu lieben, wie es er von Mutter Natur gedacht und gemacht war. Für ihn.

Um dieser Offenbarung nachzuspüren, brachte er zwischen dem Apfel- und dem Birnbaum erstmal eine Hängematte an.

Nun, endlich, erkannte er den Sinn des Lebens. Nun, endlich, war er frei. Und glücklich.